

**MANUEL MACKASARE, Ganymed im Weltkrieg. Walter Flex' Wanderung zwischen Klassizismus und Kriegserleben**, in: Annemarie Ambühl (ed.), *Krieg der Sinne – Die Sinne im Krieg. Kriegsdarstellungen im Spannungsfeld zwischen antiker und moderner Kultur / War of the Senses – The Senses in War. Interactions and tensions between representations of war in classical and modern culture = thersites 4 (2016), 167-197.*

KEYWORDS

Neohumanism, Classicism, Technocracy, World War I, Walter Flex, Julius Caesar, Homer

ABSTRACT (English)

The present article examines two contrasting antiquity-related motifs in Walter Flex' novel *Der Wanderer zwischen beiden Welten* (*The wanderer between the two worlds*): the idea of a technocratic Roman culture and of an 'unspoiled' Greek culture, with the former eventually suppressing the latter. The subtext of the novel is dominated by an essential problem, the overcoming of humanistic-classicistic ideals, which characterized the 19<sup>th</sup>-century academic milieu, by the increasingly technocratic present age. Such a cultural tension reached its highest peak in the years of World War I.

ABSTRACT (German)

Der vorliegende Beitrag untersucht antikisierende Elemente in Walter Flex' Erzählung *Der Wanderer zwischen beiden Welten*. Dabei sind zwei kontrastierende Motive augenfällig: Einerseits eines technokratischen Römertums, andererseits eines ‚urwüchsigen‘ Griechentums, wobei dieses von jenem verdrängt wird. In beiden Fällen handelt es sich um im historischen Bewusstsein verdichtete Vorstellungen. Hierin zeigt sich, dass der Subtext der Erzählung dominiert ist von einer essenziellen Problematik, die im Zuge des Ersten Weltkriegs ihre bis dato forcierteste Ausprägung erlangte: die Infragestellung der das gelehrte Milieu des 19. Jahrhunderts prägenden humanistisch-klassizistischen Ideale durch eine zunehmend technokratische Gegenwart.

# Ganymed im Weltkrieg. Walter Flex' Wanderung zwischen Klassizismus und Kriegserleben

Manuel Mackasare (Bochum)

## I. Einleitung

Im Zentrum von Walter Flex' autobiographischer Kriegserzählung *Der Wanderer zwischen beiden Welten* (1916) steht die Freundschaft zu dem Gefreiten Ernst Wurche und der Umgang mit dessen Tod. Dabei fällt auf, dass antikisierende Elemente einen bedeutenden Stellenwert einnehmen. Überschaut man diese in ihrer Fülle, verbietet sich die Annahme, es handle sich um manieristische oder zufällige Einsprengsel. Stattdessen drängt sich der Eindruck auf, hier könnte die Spur zu einer Tiefendimension der Erzählung liegen, der die Forschung bislang nicht nachging.

Überhaupt stellt sich der Forschungsstand zu Flex' *Wanderer* (und zu seinem Oeuvre insgesamt) einigermaßen durchwachsen dar. Zwar existieren zahlreiche Publikationen, jedoch genügen darunter nur die wenigsten dem Anspruch einer Annäherung *sine ira et studio*. In der älteren Forschung bis 1945 – der Zeit, in der Flex von der deutschen Gesellschaft intensiv rezipiert wurde – dominierte eine rein affirmative Lesart: Man sah im *Wanderer* einen authentischen Beleg nationaler Glaubenssätze.<sup>1</sup> Die neuere Forschung kehrte dieses Verhältnis um und zog den *Wanderer* als Exempel oder Kondensat nationalistischen Ungeistes heran; selbst neuste Positionen enthalten sich teilweise eines rein polemischen Umgangs nicht.<sup>2</sup> Solche normativen Ausbeutungen sind aus wissenschaftlicher Sicht unbefriedigend.

Unter den neueren Publikationen ist Hans Rudolf Wahls *Religion des deutschen Nationalismus* (2002) hervorzuheben, wo der *Wanderer* einer detaillierten und vorurteilslosen literarischen Analyse unterzogen wird. Einen guten Überblick über Flex' Biographie sowie die Rezeptionsgeschichte seiner Schriften bietet Raimund Neuß in seinen *Anmerkungen zu Walter Flex* (1992). Die umfangreichste neuere mentalitätsgeschichtliche Einordnung von Flex' Person und Schriften unternimmt Lars Kochs *Der Erste Weltkrieg als Medium der Gegenmoderne* (2006).

---

1 Z.B. Lemcke (1940).

2 Z.B. Schubert (2013) 47f.

Nachfolgend werden zunächst die Dimensionen der Antikisierung aufgezeigt, die der *Wanderer* aufweist (Abschnitt II). Dann werden diese historisch kontextualisiert, also mit Blick auf Flex' Biographie und das soziale Milieu, in dem er sich bewegte, nachvollzogen (Abschnitt III). Anschließend ist eine Deutung des mittels Antikisierung realisierten Gehalts der Erzählung möglich (Abschnitt IV).

Die Auswahl vergleichend hinzugezogener antiker Referenzquellen muss dem Rahmen entsprechend eng sein. Sie ist selbsterklärend, insofern sie auf offensichtliche intertextuelle Verweise in Flex' Erzählung zurückgeht. Darüber hinaus nehmen Homers *Ilias* und Caesars *Bellum Gallicum* einen besonderen Stellenwert ein, indem sie dazu dienen, ein in Flex' historischem Kontext typologisch begriffenes Griechen- bzw. Römertum zu illustrieren.

## II. Dimensionen der Antikisierung

Flex' Erzählung lässt sich in drei Teile zerlegen.<sup>3</sup> Der erste fokussiert auf die Bekanntschaft zwischen dem Erzähler und Ernst Wurche (Flex [1921] 1–63), der zweite auf das Kriegserleben (Flex [1921] 63–76) und der dritte auf die Ereignisse um Wurches Tod (Flex [1921] 76–106). Stilistische Varianzen markieren diese Anlage: Teil 1 ist in weiten Teilen poetisierend gestaltet, bilderreich, mit ans Lyrische rührenden syntaktischen Strukturen und eingestreuten Gedichten, teilweise explizit, teilweise implizit auf (semi-)poetische Referenztexte anspielend (z.B. Goethes *Wandrer's Nachtlied*, *Wanderers Gemütsrube* und *Ganymed* sowie Psalm 104 bzw. Nietzsches *Zarathustra* und Gottfried Kellers *Fähnlein der sieben Aufrechten*, Flex [1921] 7, 14, 24, 49f. bzw. 37f.). In elegischer Weise wird eine Zeit vergangener Harmonie ausgestaltet. Teil 3 projiziert diese Erzählerhaltung in die hoffnungslose Gegenwart; die schöne Vergangenheit ist dahin, es bleibt aber die Möglichkeit, das eigene Empfinden auszudrücken. Beide oft hochemotionale, lyrisch-subjektive Hauptpassagen werden unterbrochen vom ausschließlich im militärischen Jargon sachlich-berichtenden Teil 2.<sup>4</sup>

---

3 Der Text selbst ist nur durch Absätze gegliedert, die Festlegung von Sinnabschnitten ist also gewissermaßen Interpretationssache. Wahl schlägt eine Untergliederung in acht Abschnitte vor, die sich an den einzelnen ‚Szenen‘ der Erzählung orientiert und ebenfalls plausibel ist (Wahl [2002] 309).

4 Vgl. Wahl (2002) 312.

Antikisierung findet dabei auf mehrerlei Weise statt. Partiiell werden antike Quellen intertextuell eingebunden, selten allerdings explizit und stets ohne Nennung des Verfassers – anscheinend wird die Kenntnis der Referenztexte als kulturelles Wissen vorausgesetzt. Vor allem aber werden *vermeintlich* allgemeine antike Vorstellungen aufgegriffen. Vermeintlich deshalb, weil es sich nur zum Teil um Elemente handelt, deren antikes Vorhandensein sich belegen ließe, zum Teil auch um moderne Interpretationen und Projektionen von Flex und seinen Zeitgenossen (s. Abschnitt III). Namentlich handelt es sich einerseits um Topoi, die Krieg und Kämpfertum betreffen, andererseits um idealtypische anthropologische Auffassungen. Jene verweisen auf ein verdichtetes Bild *des* Römertums (Abschnitt II.1), diese auf ein verdichtetes Bild *des* Griechentums (Abschnitt II.2) schlechthin. Außerdem aber ist – der Kategorie *des* Griechentums subsumiert – dem Subtext der Erzählung eine implizite Analogie zur Handlung der *Ilias* eingeschrieben (Abschnitt II.3).

### *1. Soldatentum*

Der Grundtenor von Flex' Erzählung ist kein kriegsverherrlichender, aber auch nicht gegen den Krieg gerichtet. Ohne dass dies wie von Ernst Jünger ausgesprochen würde (z.B. Jünger [1980, Erstauflage 1922] 40), wird der Krieg als Teil der natürlichen Ordnung begriffen, der gegenüber (stoische) Akzeptanz als einzig sinnvolle Haltung erscheint. Das entspricht ganz der Auffassung im alten Griechenland und alten Rom,<sup>5</sup> die offenbar von Flex und vielen seiner Zeitgenossen adaptiert worden war – keine Selbstverständlichkeit übrigens, denn während für die griechischen Stadtstaaten und mehr noch für Rom der Krieg eine ständig erfahrbare Realität besaß, war Flex' Generation in Frieden und gesellschaftlicher Stabilität aufgewachsen. Vielleicht handelt es sich um eine zum Krieg selbst analoge anthropologische Konstante:<sup>6</sup> In einer sehr allgemeinen Weise gilt Kampfgeschehen

---

5 Zu Griechenland vgl. Rawlings (2013) 5, zu Rom Howarth (2013) 29.

6 Die alte Frage, ob der Krieg essenzieller Bestandteil menschlicher Existenz ist, kann an dieser Stelle nur angerissen werden. Man wird den Krieg aber sozusagen auf der Grundlage historischer Faktizität als anthropologische Konstante bezeichnen dürfen, da er als „universelles Phänomen [...] nach dem Ende der letzten Eiszeit an allen Orten und zu allen Zeiten aufgetreten ist“ (Keegan [2007] 87). Nicht gesagt ist damit, dass nicht künftige Gesellschaften denkbar wären, die ohne kriegerische Auseinander-

in beinahe<sup>7</sup> jeder Gesellschaft als Möglichkeit (und Zwang), bestimmte männlich konnotierte Eigenschaften unter Beweis zu stellen.<sup>8</sup> Allerdings lässt sich dieses Phänomen im Falle der vorliegenden Erzählung insofern konkretisieren, als es sich spezifisch mit der römischen Antike kulturell verbunden zeigt.

Vor einem Stellungswechsel unternimmt Flex<sup>9</sup> mit einigen Kameraden eine nächtliche „Abschiedspatrouille“ (Flex [1921] 54): Dicht vor dem feindlichen Graben wird heimlich eine provisorische Deckung ausgehoben, über die anschließend leuchtende Lampions gehängt werden. Im immer dichteren Kugelhagel singen die Männer Soldatenlieder, bis Flex den Rückzug befiehlt (Flex [1921] 54–57). Rund zwei Jahrtausende zuvor entschließen sich zwei miteinander konkurrierende Centurionen während eines gallischen Angriffs auf ein römisches Kastell, vom Lagerwall mitten in den feindlichen Ansturm zu springen, um zu entscheiden, wer von beiden der Tapferere sei. Die Rivalen retten einander das Leben, der Wettstreit endet unentschieden (Caes. Gall. 5,44).

---

setzungen existieren. Keegan selbst äußert diesen frommen Wunsch und verortete sogar während der frühen 1990er Jahre, in denen er sein Buch verfasste, die entsprechende Tendenz: Das Beispiel des ersten Golfkriegs habe gezeigt, wie die Weltgemeinschaft einen kriegstreiberischen Bösewicht zur Räson zu ziehen vermöge (Keegan [2007] 542). Mittlerweile haben sich die scheinbar hehren Motive der westlichen Außenpolitik als Illusion erwiesen, die neuartige Formen postkolonialen Machtstrebens spärlich kaschierte; die nicht zuletzt hierdurch bedingte Zerrüttung der arabischen Welt hat Konflikte entstehen lassen, die nicht nur den Weltfrieden so fern wie je erscheinen lassen, sondern auch auf barbarischsten Formen von Kriegsführung basieren. An dieser Stelle muss Keegan ausdrücklich widersprochen werden: Es ist ein Regress gegenüber dem 19. Jahrhundert, moralisierende Kategorien wie Sühne und Strafe in die Kriegsführung einzuführen – diese legitimieren Kriegsgräuel und zementieren nach Kriegsende die Feindschaft zwischen den Kriegsparteien. Stattdessen täte man gut daran, Kampf und Krieg als faktisch Gegebenes zu akzeptieren und sich primär um Möglichkeiten der Begrenzung Gedanken zu machen (Keegan macht den zwar abstrakten, aber guten Vorschlag, sich an ritualisierten Kriegsformen nativer Völker zu orientieren).

7 Ausgenommen vielleicht einzig die gegenwärtige westliche, sich selbst als postheroisch bezeichnende. Krieg und Kampf werden vielfach mit einem moralischen Stigma versehen, allenfalls als notwendige Übel betrachtet. Andererseits reproduzieren populäre Medien in großem Maße Spielarten archaischen Heldentums. Es finden sich selbst Beispiele für das Zusammengehen beider Tendenzen. Zustandekommen und sozialpsychologische Bedeutung dieser Dissonanz lohnten einer Untersuchung.

8 Zu den antiken Griechen vgl. Rawlings (2013) 4.

9 Der Ich-Erzähler ist identisch mit Walter Flex (Flex [1921] 77, 81).

Die Anekdoten funktionieren analog: In Eigeninitiative und unter Lebensgefahr wird ein militärisch sinnloses Unternehmen gestartet, das einen Kampfgeist demonstriert, der im Kriegsgeschehen nicht mehr als ein Kinderspiel sieht (und darauf mit Dumme-Jungen-Streichen reagiert). In beiden Fällen verhalten sich die Erzähler dazu als Repräsentanten der militärischen Führung; wenngleich wohlwollend, dennoch eher distanziert, worin sich zeigt, dass die Mannschaften mehr zu tun bereit sind, als ihnen abverlangt wird. Zu Schaden kommt allenfalls der Gegner, was die Literarizität dieser Art von Anekdoten belegt.

Es tritt hierbei eine bestimmte Haltung zutage, die man seit dem 19. Jahrhundert als soldatischen Geist bezeichnet hat; einerseits ist der Einzelne Teil des Heereskörpers, andererseits nicht bis zum Automatismus gedrillt und diszipliniert, wie dies in den Kabinettsarmeen des 18. Jahrhunderts der Fall war. Zwar seien Gehorsam (*modestia* [Caes. Gall. 7,52,4]) und Disziplin (*continentia* [7,52,4], *disciplina* [4,1,9]) wesentliche Eigenschaften des Soldaten, nicht weniger aber sein Mut (*virtus* [3,14,8, 5,34,2, 7,52,4]) und seine Fähigkeit zur Eigeninitiative (vgl. 2,20,3), außerdem seine Identifikation mit der Sache, um derentwillen gefochten wird (vgl. 7,17,3–8).

Obwohl parteigebunden und in das Kriegsgeschehen unmittelbar involviert, bleibt der soldatische Geist kühl und distanziert: Die Ratio behauptet sich gegenüber dem Gefühls- und Triebleben, das vom Mut bezwungen wird. Erst die Dominanz der *objektiven Wahrnehmung* ermöglicht *zweckmäßiges Handeln*.

Objektivität (bzw. Wille zur Objektivierung) wird immer wieder als zentrales stilistisches Merkmal von Caesars *commentarii* benannt.<sup>10</sup> Objektivierend ist auch Flex' Schilderung, wo immer sie sich dem Kampfgeschehen widmet, besonders also in Teil 2 der Erzählung. Die Vermutung liegt nahe, dass der Erzählgestus die Eigenschaften des idealen Soldaten widerspiegelt. Wie wird der Eindruck von Objektivität erzeugt?

Zunächst kann sich der Erzähler mittels detailreicher, von spezifischer Terminologie durchflochtener Deskription glaubwürdig als Kenner des Kriegshandwerks ausweisen. Caesar wie Flex beschreiben mit auffallender Sorgfalt Schanzwerke<sup>11</sup>, benennen Truppenglieder<sup>12</sup> und Ränge<sup>13</sup> sowie den

---

10 Weiß (2010) 174; Elbern (2008) 116; Wülfing (1991) 81.

11 Feldlager (*castra*, Caes. Gall. 5,40,3), Graben (*fossa*, 5,40,3), Lagerwall (*vallum*, 5,26,3; 5,39,4), Lager- und Verteidigungstürme bzw. Belagerungstürme (*turres*, 5,40,2; 5,43,3),

jeweiligen Gefechtssituationen entsprechende Waffen(gattungen) und Gefechtsformationen.<sup>14</sup> Indem außerdem das spezifische Kriegsgeschehen geschildert und geographisch klar situiert wird – Caesars Schrift hebt mit dem bekannten strategischen Überblick Galliens an (*Gallia est omnis divisa in partes tres* [...], Caes. Gall. 1,1,1), Flex bedient sich teilweise präziser Feldkarten-Terminologie (z.B. „Höhe 130“, Flex [1921] 66), beide geben geographische Orientierungen anhand von Städten und Orten –, wird die Teilnahme am Kampfgeschehen glaubwürdig belegt; Implikation ist, dass die Schilderung mittels anderer Quellen überprüft werden könne. Sozusagen stützen Fakten den Inhalt der Schriften.

Außerdem aber legt der Erzähler seine Fähigkeit objektiver Wahrnehmung dar, indem weitestgehend ohne Sprachschmuck und knapp, also sachlich berichtet wird. Besonders auffällig und geradezu inszeniert erscheint dieser Erzählgestus, wo Ereignisse geschildert werden, die starke Affekte hervorzurufen geeignet sind, namentlich das Sterben geschätzter Kameraden. Etwa erwähnt Caesar den Tod eines Centurio während der dramatischen Ereignisse, die der Verrat des gallischen Häuptlings Ambiorix nach sich zieht:

Q. Lucanius [...] fiel nach außerordentlich tapferem Kampf, als er seinem Sohn zu Hilfe kam, der von Feinden eingekreist worden war. (Caes. Gall. 5,35,7)<sup>15</sup>

In einem Satz wird ein tief tragisches Geschehen angedeutet – die Bedrängnis des Sohnes, die Aufopferung des Vaters –, ohne anschließend näher beschrieben zu werden. Die namentliche Nennung der historisch

Laufgänge (*cuniculi aperti*, 7,22,5) bzw. „Brustwehr“, „Ausfallrampe“ (Flex [1921] 63), „Verhaue“ (Flex [1921] 64), „Stacheldraht“, „Unterstände“ (Flex [1921] 65).

12 Legion (*legio*, Caes. Gall. 5,45,5), Cohorte (*cobors*, 5,34,2; 5,35,8), Manipel (*manipulus*, 6,40,1) bzw. „Kompanie“ (Flex [1921] 63), „Bataillon“ (Flex [1921] 67), „Zug“ (Flex [1921] 68).

13 Legat (*legatus*, Caes. Gall. 5,28,1), Praefect (*praefectus*, 1,39,2), Centurio (*centurio*, 1,39,5) bzw. „Major“ (Flex [1921] 4), „Unteroffizier“, „Feldwebel“, „Leutnant“ (Flex [1921] 14).

14 Belagerungswaffen (*tormenta*, Caes. Gall. 2,8,4), Ballisten (*scorpiones*, 7,25,2) Speer (*pilum*, 5,35,6; 5,44,6), Schwert (*gladius*, 1,25,2), Schildkröte (*testudo*, 2,6,2; 5,9,7), Keil (*cuneus*, 6,40,2), Phalanx (*phalanx*, 1,39,5) bzw. „Feldartillerie“ (Flex [1921] 66), „Schrapnells“ (Flex [1921] 67), „Maschinengewehr“ (Flex [1921] 69), „Nahkampfmittel“ (Flex [1921] 65), „Schützenlinie“ (Flex [1921] 69).

15 *Q. Lucanius, eiusdem ordinis, fortissime pugnans, dum circumvento filio subvenit, interficitur.*



(bzw. narrativ) irrelevanten Figur entspricht einer militärischen Ehrung. Jedes weiteren Kommentars enthält sich der Erzähler: Es bleibt dem Leser überlassen, Größe und Tragik des Ereignisses zu empfinden.

Analog hierzu funktioniert ein beiläufig erwähntes Ereignis, das sich in Flex' Erzählung während des Vorstoßes auf feindliche Stellungen ereignet:

Der letzte Sprung kostete mich einen meiner braven Gruppenführer, den Gefreiten Begemann, der noch am Morgen auf unserer Patrouille wacker und fröhlich unter den ersten in den russischen Graben hineingesprungen war. (Flex [1921] 69)

Auch hier wird ein Todesfall hervorgehoben, mit knappen Worten in tragisches Licht gerückt – das jähe Ende des Gefreiten kontrastiert mit seinem frischen Lebensmut – und die Tapferkeit des Getroffenen erwähnt, aber nicht viel Aufhebens darum gemacht. Beide Passagen spielen in ihren jeweiligen Erzählzusammenhängen keine andere Rolle, als eben die Sachlichkeit des Erzählers zu illustrieren. Die Kampfsituation erfordert klares, taktisches Denken, Rachedurst oder Trauer wären schädlich.

Demnach belegen die Kenntnis innerer wie äußerer Zusammenhänge (Terminologie, Geographie, Kriegsgeschehen) und der im sachlichen Stil hervortretende rationale Wahrnehmungsmodus die Objektivität der Erzählung; hinzu tritt noch die Kausalität der geschilderten Handlung. Teil 2 von Flex' Erzählung hebt mit dem Befehl an, „die Stärke der feindlichen Grabenbesatzung nach Möglichkeit zu erkunden“ (Flex [1921] 63). Bekannt ist, dass dem Feind Einkreisung droht, weswegen sein baldiger Rückzug angenommen werden muss. Die Patrouille gerät in nur schwaches Feuer, woraus Flex auf zwei mögliche Situationen schließt: Entweder hat sich der Feind tatsächlich großenteils abgesetzt oder er legt eine Falle. Durch einen angedeuteten Rückzug, während dessen das Feuer sich nicht verdichtet, wird die Unwahrscheinlichkeit letzterer Möglichkeit festgestellt, anschließend wird der Graben genommen, in dem sich tatsächlich nur noch wenige Verteidiger befinden (Flex [1921] 63–65).

Jener Kriegslist, die Flex befürchtet, bedient sich Caesar: Während seiner Konfrontation mit den zahlenmäßig überlegenen Treverern lässt der Feldherr ein Lager errichten, dessen geringe Ausmaße die wahre Stärke seiner Truppen kaschiert. Mehrere Maßnahmen suggerieren dem Feind eine geringe Truppenmoral. Dieser lässt sich zum Angriff auf ungünstigem Terrain verleiten, wo Caesar ihm eine verheerende Niederlage beibringt (Caes. Gall. 5,49,7–51,4; vgl. 6,7,8–8,7).

In beiden Fällen wird der Anspruch objektiver Korrektheit durch die immanente Logik der Schilderung gestützt: Die Russen werden im Rücken bedroht, haben sich folglich zum großen Teil zurückgezogen; die verbliebene sporadische Grabenbesatzung schießt nicht scharf, um sich gefahrlos ergeben zu können; die Deutschen nehmen den Graben problemlos ein. Die Treverer werden in vorzeitigen Siegestaumel versetzt und geben alle gebotene Vorsicht auf; der massierte und völlig unerwartete Gegenangriff entfaltet Schockwirkung, wodurch Gegenwehr unmöglich ist. Jeweils scheinen im Narrativ alle relevanten Faktoren, von der Mannstärke bis zur Psychologie, berücksichtigt und ein in summa schlüssiges Ergebnis zu zeitigen. Ein wesentlicher Faktor in dieser Rechnung aber ist der militärische Führer, als der sich der objektive Erzähler wiederum erweist: Noch im Kampfgeschehen berechnet er die ihm bekannten Größen und handelt dann in einer Weise, die mit höchster Wahrscheinlichkeit zum Erfolg führt, wobei Erfolg der jeweils klar definierte taktische Zweck ist. Caesars wiederholte Formel *his rebus cognitis* („als dies zu seiner Kenntnis gelangt war“, Caes. Gall. 1,33,1 u.ö.) bezeichnet genau dies: den objektiven Blick, der Voraussetzung zur Realisierung des Zweckes ist.<sup>16</sup>

Hinter dem sachlichen Erzählgestus steht also ein Weltbild, das die Realität als Verflechtung von Kausalzusammenhängen sieht, quasi als große mathematische Gleichung.<sup>17</sup> Wer über Sachkenntnis und objektive Wahrnehmung verfügt, ist in der Lage, den Gang der Dinge seinen Zwecken gemäß zu beeinflussen, wobei diese Zwecke wiederum einen ganz konkreten Nutzen darstellen.

Peter Wülfing zeigt, dass diese in Caesars *Bellum Gallicum* zentrale Denkart den Geist des Westens nachhaltig prägte.<sup>18</sup> Mir scheint sie mit dem Begriff der *Technokratie* treffend bezeichnet: Der Mensch setzt eine Realität

---

16 Vgl. Wülfing (1991) 73.

17 Vgl. Hall (1998) 12, 28.

18 Wülfing (1991) 68. Wülfing benennt als Grundlagen westlicher Kultur, die im *Bellum Gallicum* vorweggenommen seien, „Wettbewerb, Leistung, Konsum, Planung, Organisation, Patriarchat, Instrumentalisierung von Sachen und Menschen“. An dieser Aufzählung erscheint mir problematisch, dass die einzelnen Glieder verschiedenen Ordnungen zugehörig sind: Etwa das Patriarchat ist nur ein zufällig überkommenes historisches Relikt, das für die westliche Kultur – wie man sieht – nicht essenziell ist. Originär technokratisch in dieser Liste sind Planung, Organisation, Instrumentalisierung von Sachen und Menschen – und diese bezeichnen neben der Leistung am treffendsten die im *Bellum Gallicum* zutage tretende Denkart.

voraus, die seinen – gegebenenfalls technisch modifizierten – Sinnesorganen vollständig zugänglich ist und die mathematisch organisiert, also rational restlos erschließbar und, sobald ihre Gesetze begriffen sind, beliebig beeinflussbar ist. Götter spielen keine Rolle, die Kräfte der Natur werden qua Technik unterworfen.<sup>19</sup>

Allerdings erschöpft sich das abendländische Denken – anders als von Wülfing impliziert – nicht in der Technokratie: Ursprünglicher ist der Mythos, wovon unter anderem Homers Epen Zeugnis ablegen: Diese sind in mythische Ferne entrückt und schildern in jeder Hinsicht überdimensionale Heroen, die den Gang des irdischen Geschehens bestimmen und letztlich doch wieder unabhängig von ihrer Kraft und Klugheit dem Ratschluss der Götter unterliegen. Der Mensch, selbst wenn er ideal gedacht wird, vermag das Schicksal nicht zu beherrschen. Diesem Denken zufolge erschöpft die Realität sich eben nicht in fixen Größen und mathematischer Berechenbarkeit; es ist dem technokratischen Denken entgegengesetzt. Das Streben nach äußerer Macht erweist sich, wenn nicht als obsolet, so doch als unbrauchbarer Letztwert; wichtiger ist, den Göttern wohlgefällig zu sein, und das setzt die eigene Veredelung voraus. So jedenfalls die humanistische Lesart der griechischen Antike, die Europa seit der Renaissance und insbesondere die deutschen Länder im 19. Jahrhundert prägte (s. Abschnitt III). Die Eigenart von Flex' Erzählung ist nun, dass ihr beide Denkartens eingeschrieben sind: Die technokratische und die humanistische.

Offensichtlich entsprechen Caesars und Flex' Vorstellungen von Soldatentum einander. In beiden Fällen findet der soldatische Geist nicht nur in den geschilderten Ereignissen, sondern auch im Erzählgestus selbst Ausdruck. Flex steht in einem Kulturzusammenhang, der zutiefst von der Rezeption Caesars geprägt ist (s. Abschnitt III). Die in beiden Fällen zentralen Eigenschaften objektiver Wahrnehmung und zweckmäßigen Handelns sind Ausdruck einer technokratischen Weltanschauung, die Flex' *Wanderer* jedoch nur teilweise zugrunde liegt: Zum anderen Teil sind der Erzählung Mythologeme eingeschrieben, die insbesondere an Homers *Ilias* gemahnen und in der Figur Wurches zum Ideal verdichtet sind.

---

19 Wülfing (1991) 79f. und 82.

## 2. Wurche: zwischen Heroismus und Führertum

Vor dem verdreht-grauen Kriegsalltag (Flex [1921] 3, 60–62, 78, 96f.) und dem feurigen Zwielficht der Kämpfe (Flex [1921] 19, 68–74, 88, 94f.) heben sich die gemeinsamen Stunden Flex' und Wurches auf sonnenbeschienelem Wiesengrund (Flex [1921] 22–25, 46–51) deutlich ab. Es kontrastieren Helligkeit und Dunkelheit, Klarheit und Trübung, Reinheit und Schmutz. Wurche trägt Licht in Grabenalltag und Kampf; nach seinem Tod herrscht die Finsternis unumwunden.

In Teil 1 wird Wurche ausführlich beschrieben, wobei körperlichen Merkmalen ein auffallendes Augenmerk geschenkt wird. Der Leser erfährt von „der Haltung des straffen Körpers, dem schlanken Kraftwuchs der Glieder, dem stolzen Nacken und der eigenwilligen Schönheit von Mund und Kinn“ (Flex [1921] 6), der „trotzige[n] Form [des] eigenwillig gestreckten und prächtig gewölbten Schädels“ (Flex [1921] 25), der Ebenmäßigkeit und der „jungen Schlankheit“ (Flex [1921] 50) Wurches. Diese Merkmale werden immer wieder betont und variiert, mehrfach in arkadischer Szenerie:

Feucht von den Wassern und von Sonne und Jugend über und über glänzend stand der Zwanzigjährige in seiner schlanken Reinheit da, und die Worte des Ganymed kamen ihm schlicht und schön und mit einer fast schmerzlich hellen Sehnsucht von den Lippen. (Flex [1921] 24)

Ganymedes wird hier in mehrfachem Sinne zitiert, nicht nur von Wurche, sondern auch vom Erzähler, dem sein Kamerad mit „de[m] schönste[n] [...] der sterblichen Menschen“ (καλλιστος [...] θνητῶν ἀνθρώπων, Hom. II. 20,233) vergleichbar erscheint. Dieser aber, von Zeus um seiner Schönheit willen geraubt, ist eine traditionelle literarische Chiffre homoerotischer Neigungen.<sup>20</sup> Die neuere Forschung betont diesen Aspekt des *Wanderers* und geht sogar so weit, in demselben eine „ergreifende Liebesgeschichte“ zu sehen.<sup>21</sup> Ist dem so, dann besteht eine skurrile Spannung zwischen der ganz überwiegend homophoben Haltung nationaler und nationalistischer Kreise, einem Kernrezipientenkreis von Flex' Schrift, dem Flex selbst angehörte, und dem Werksinhalt.<sup>22</sup> Es bestünde auch ein Gegensatz zwischen der im

---

20 Keilson-Lauritz (1997) 26; Fernandez (1992) 134.

21 Wahl (2002) 328.

22 Vgl. Reulecke (2014) 88–90.

*Wanderer* immer wieder betonten Reinheit und einem Verhältnis, das zu dieser Zeit als äußerst schmutzig galt. Folglich lohnt ein zweiter Blick auf diesen Themenkomplex: Inwieweit verweisen die Badeszenen und die häufige Betonung körperlicher Vorzüge Wurches auf einen homosexuellen Subtext der Erzählung?

Der *Wanderer* ist stark geprägt von Ideen der Jugend- und Lebensreformbewegungen des frühen 20. Jahrhunderts – immer wieder wird die Wandervogel-Bewegung erwähnt, der Wurche angehört und mit ganzem Herzen anhängt (etwa Flex [1921] 5, 13, 15.<sup>23</sup> Hier spielten Jugend, Schönheit, Körperlichkeit eine große Rolle, wobei – wie seitens der Nacktkulturbewegung argumentiert wurde – gerade das unbefangene Verhältnis zum Natürlichen dessen sexuelle Konnotation abstreifen helfen sollte.<sup>24</sup> In diesen Kontext ordnete der historische Leser vermutlich jene Passagen ein, die dem heutigen Rezipienten erstaunlich explizit erscheinen; so wird sie der Autor auch gemeint haben, ansonsten ergäben Sätze wie „Rein *bleiben* und reif *werden*“ (Flex [1921] 41) – jedenfalls auf der Textoberfläche – wenig Sinn.<sup>25</sup> Wurche und Flex, so die Implikation, bewegen sich wie die ersten Menschen im Paradies. Erotik – im Sinne Platons, also primär geistig, aber nicht zwangsweise unkörperlich verstanden – spielt dafür zweifellos eine Rolle, explizit sexuelle Interpretationen dagegen sind rein spekulativ.

Bezüglich des Ganymed-Mythos wiederum konkurrierten bereits in der Antike zwei Deutungen, die im Kern über das Motiv des Göttervaters für die Entführung streiten: Handelt es sich um sexuelles Begehren oder hat – wie Xenophon (symp. 8,28–30) interpretiert – der Jüngling qua *geistiger* Schönheit die Würde erworben, unter den Göttern zu residieren?<sup>26</sup> Schönheit wäre dann ein allegorischer Begriff. Auch Homer, bei dem der Ganymed-Mythos zuerst erwähnt wird (Hom. Il. 20,232–235), ließe sich in einer allegorisierenden Deutung so lesen. Naturgemäß war und ist dieser

---

23 Vgl. Reulecke (2014) 90–93.

24 Ulbricht (1987) 142f.

25 Der von Flex oft bemühte Begriff der Reinheit meint *auch* sexuelle Enthaltsamkeit. Die Ablehnung zotiger Gespräche, die im Kameradenkreis geführt werden, wird deutlich formuliert (Flex [1921] 11f.). In diesem Zusammenhang ist von Interesse, dass Flex einer studentischen Corporation angehörte, die als eine der letzten das Keuschheitsprinzip aufrecht erhielt, also ihren unverheirateten Mitgliedern den Verzicht auf sexuelle Kontakte abverlangte (Wahl [2002] 293).

26 Kempster (1980) 10–12.

Streit nicht zu klären.<sup>27</sup> Relevant für die Interpretation des *Wanderers* ist, dass zwei Deutungsdimensionen des Mythos existieren.

Goethes *Ganymed*, den Wurche zitiert, gibt der geistigen Deutung den Vorzug. Hier wird ein „allumfassendes, naturmystisches Gefühl“ ausgesprochen,<sup>28</sup> das auch dem *Wanderer* eigen ist. Geistige Vorzüge sind es, die Flex an Wurche binden. Dass sie zudem körperlichen Ausdruck finden, mag Allegorie im Sinne des Mythos sein, entspricht aber auch dem biologischen Zeitgeist: Jedenfalls korrespondiert die äußerliche Beschaffenheit Wurches mit seiner inneren Natur. In seiner Schrift sichert Flex seinem Freund ewige Jugend und Schönheit zu, ganz wie Zeus dem Ganymedes. Wurche wird in Flex' Darstellung, wie Ganymedes in der Interpretation Xenophons, zum Ideal, und zwar zum griechisch-antik konnotierten: Mittels der Kategorien körperlicher Perfektion und strahlender Helle wird er mit einer antiken Statue assoziiert.<sup>29</sup> Wurche *verkörpert* also ein geistiges Ideal; dieses ist Voraussetzung aller äußeren Vorzüge. Wie ist es beschaffen?

Der Kriegsfreiwillige besitzt einen tiefen „Sinn für Schlichtheit“, hasst „Schönfärberei und Phrase“ (Flex [1921] 40) und spricht ohne „Selbstbespiegelung oder Schulmeisterlichkeit“ (Flex [1921] 9). Es handelt sich um Züge eines im Sinne Schillers *naïven* Charakters, der unter weitgehendem Verzicht auf Reflexion quasi ‚naturbelassen‘ handelt und dabei doch aufgrund guter Veranlagung die Forderungen einer allgemeinen Ethik erfüllt;<sup>30</sup> absolute Wahrhaftigkeit und impulsive Tatkraft sind seine primären Züge. Das Ideal solcher „Naivetät“ findet Schiller bei den alten Griechen. In diesem Sinne bemerkt Homers Achilleus:

---

27 Ganz ähnlich, und an dieser Stelle interpretatorisch in gleichem Maße relevant, verhält es sich mit der Frage um die Art des Verhältnisses zwischen Achilleus und Patroklos: Brüderlicher Freundschaftsbund oder homosexuelle Liebe? Auch diese ist nicht in einem finalen Sinne zu beantworten, wobei Fantuzzi die bereits in späteren antiken Werken implizierte homosexuelle Variante mangels Belegbarkeit tendenziell als Überstrapazierung des homerischen Epos zu sehen scheint (Fantuzzi [2012] 187–191).

28 Kempfer (1980) 141.

29 Freilich handelt es sich bei dieser Ästhetik um eine Projektion der Renaissance; nicht berücksichtigt wurde, dass die antiken Bildsäulen bemalt waren (vgl. Schwedes [2009] und unten Fn. 46).

30 Bei Schiller liegt ein Rousseauscher Naturbegriff zugrunde, der voraussetzt, dass der Mensch in seinem ursprünglichen, vorzivilisatorischen Zustand ‚gut‘ war. Das idealisierte Griechentum stellte dafür eine quasi-historische Projektionsfläche dar (v.a. Schiller [2005, Erstausgabe 1795]).

Nötig ist es, ganz offen herauszusagen die Meinung, / [...]  
Denn der Mann ist mir so verhaßt wie die Pforten des Hades,  
/ Der ein anderes birgt im Sinn und ein anderes ausspricht.  
(Hom. Il. 9,309–313)<sup>31</sup>

Auch Achilleus handelt rein gefühlsgesteuert, indem er sich zwar in seinem maßlosen Rachedurst versteigt, jedoch sein Verhalten korrigiert, sobald die Götter ihren Unmut äußern, sich also im Bereich der homerischen Ethik bewegt. Ähnlich Wurche, der in heftiger Gemütsaufwallung ein Rachebedürfnis formuliert, diesem aber auf Flex' Einwand hin nicht nachgeht (Flex [1921] 43, s.u. Abschnitt II.3).

Allerdings widerspricht Wurches Interesse an philosophischen Fragen einer reinen „Naivität“ im Sinne Schillers; diese erfordert gerade eine Unbewußtheit gegenüber den reflexiven Metaebenen des Daseins. Nicht zufällig stellt Flex fest, dass sein Kamerad „Anmut“ und „Würde“ vereine (Flex [1921] 13, 21). Wiederum handelt es sich um zwei Schillersche Termini, die das optische Hervortreten zweier Seelenzustände bezeichnen: Anmut ist der Ausdruck eines Wesens, dessen Gefühlsleben mit den Erfordernissen der Ethik in Einklang steht, Würde der Ausdruck willensmäßiger Triebbeherrschung (vgl. Schiller [2010, Erstausgabe 1793] 73f., 83, 105 bzw. 113, 119). Anmut ist dabei antik – als der griechischen Mythenwelt eingeschrieben –, Würde neuzeitlich – als Konsequenz von Kants Philosophie – konnotiert (Schiller [2010] 70f. bzw. 117). Wurche wird also als ethischer Idealtypus geschildert, dessen Gefühlsleben von Natur aus edel ist, aber nichtsdestotrotz der Kontrolle durch den Verstand unterliegt. In der Unglaubwürdigkeit dieser Charakteristik tritt deutlich Flex' Wille zur Idealisierung hervor; Wurche ist nicht nur ein zwanzigjähriger deutscher Kriegsfreiwilliger, sondern auch – und vor allem – Personifikation eines zeit- und ortlosen Menschheitsideals.<sup>32</sup> Es handelt sich um dasjenige des Neuhumanismus, einer Synthese antiker, christlicher und aufklärerischer Gehalte, die vom Weimarer Klassizismus literarisch postuliert und –

---

31 *χρὴ μὲν δὴ τὸν μῦθον ἀπηλεγέως ἀποειπεῖν, / [...] ἐχθρὸς γάρ μοι κείνος ὁμῶς Ἄϊδαο πύλησιν / ὅς χ' ἕτερον μὲν κεύθη ἐνὶ φρεσίν, ἄλλο δὲ εἶπη.*

32 Dass Flex auf Techniken der Idealisierung reflektiert zurückgreift, belegt jene Stelle, in der die Schilderung qualvollen Sterbens bewusst abgelehnt wird; dies sei nicht das Wesentliche, sondern das Leben davor und die Bereitschaft zum Tod (Flex [1921] 39). Man mag darin eine „Programmatische des Wegblickens“ sehen (Fries [1995] 105), dann allerdings eine, die in der Tradition der „Weimarer Klassik“ steht.

maßgeblich durch Wilhelm von Humboldt – dem Bildungswesen des 19. Jahrhunderts eingeschrieben wurde (s.u. Abschnitt III).

Zwar suggeriert Flex' Erzählung, dass eine allgemein gute Truppenmoral herrscht, jedoch wird Wurche in auffälliger Weise von den Kameraden abgehoben. Bezeichnend ist die Beschreibung eines langwierigen Marsches durch gefährdetes Gelände, bei dem nur Wurche unermüdlich Haltung wahrht:

Neben dem triebhaften Vorwärtsziehen der müden grauen  
Masse klang der lebendige Schritt des jungen Führers über das  
Steinpflaster von Kalvarja. (Flex [1921] 60)

Der Kontrast von „grauen Massen“ und dem „jungen Führer“ ist bezeichnend für die Erzählung: Im Ganzen spielt das Kriegsgeschehen eher eine Rolle im Hintergrund gegenüber der auf Wurche fokussierenden Schilderung, ist mehr Szenario als Gegenstand des Schreibens, wie auch die der Trauer um Wurches Tod geschuldeten Ausführungen in einer Zeit, in der so viel gestorben wird, ganz unverhältnismäßig erscheinen. Gewissermaßen klingt hier wiederum die *Ilias* an, in der die Heeresmassen zwar nur beiläufig erwähnt werden, aber doch Kern jener Szenerie sind, in der die Aristien einzelner Heroen stattfinden.<sup>33</sup> Inwieweit wird Wurche zum homerischen Helden stilisiert?

Sehr treffend hat Kurt Raaflaub drei Charakteristika homerischer Heroen festgestellt: 1. Ausstattung mit alter, dem historischen Gedächtnis erinnerlich geliebener Ausrüstung, 2. Einbettung in überlieferte mythische Strukturen, 3. Stilisierung „als Übermenschen“.<sup>34</sup> Wurche 1. freut sich – im romantischen Anflug – „der römischen Form“ seines Seitengewehrs (Flex [1921] 51), 2. ist umwoben von antiken bzw. antikisierenden und christlichen Mythologemen, 3. unterscheidet sich durch unverbrüchliche Haltung und Tiefe des Wesens deutlich von seinen Kameraden; außerdem fasziniert ihn am *Zarathustra* nicht zufällig „der schwingentragende Gedanke, daß der Mensch ein Ding sei, das überwunden werden muß“ (Flex [1921] 37). Wurche besitzt also eine abstrakte Ähnlichkeit mit den Helden Homers, die aber der narrativen und bereits interpretierenden Vermittlung bedarf, um überhaupt sichtbar zu werden: Der Erzähler Flex muss die scheinbare Lappalie mit dem Seitengewehr erwähnen, seiner Erzählung die

---

33 Vgl. Raaflaub (2005) 244–254; Latacz (2010) 243–260.

34 Raaflaub (2005) 230f.



mythologischen Anklänge systematisch einschreiben und den Übermenschenbegriff Nietzsches andeuten. Dagegen erhält Achilleus einen Schild aus der Schmiede des Hephaistos, ist Sohn der Thetis und schlägt im Alleingang das trojanische Heer in die Flucht. Flex' Erzählung präsentiert also der Form nach ein homerisches Heldenideal, das aber gegenüber dem poetischen Vorbild einen nicht klar definierten Gehalt aufweist, dieses gewissermaßen nur zaghaft, unsicher adaptierend.<sup>35</sup>

Folglich bleibt unklar, inwieweit Wurche ein Held ist, gewiss jedoch ist er ein *Führer*.<sup>36</sup> Dessen typische Charakteristika – und damit auch wesentliche Züge Wurches – werden in der Erzählung deutlich expliziter dargestellt. Während einer Zugfahrt stellt ein Kamerad fest, dass es die Hauptaufgabe eines (unteren) Offiziers sei, „seinen Leuten vorzusterben“ (Flex [1921] 10). Wurche bemerkt daraufhin:

Vorzusterben verstehen viele, das ‚Non dolet‘, mit dem die römische Frau ihrem zaghaften Gatten zeigte, wie gut und leicht sich sterben läßt, steht dem Mann und Offizier noch besser, aber das Schönere bleibt das Vor-leben. Es ist auch schwerer. (Flex [1921] 10f.)

Angespielt wird hier auf Arria, die sich nach einer gescheiterten Verschwörung gegen den Kaiser Claudius vor den Augen ihres zaudernden Mannes Caecina Paetus ersticht, ihn mit den letzten Worten darauf

- 
- 35 Sehr auffällig verweist auch Flex' Besuch bei Wurches Mutter auf die Heldenthematik. Diese fragt: „Hat Ernst vor seinem Tode einen Sturmangriff mitgemacht? Ich nickte mit dem Kopfe. [...] ‚Das war sein großer Wunsch,‘ sagte sie langsam, als freute sie sich im Schmerze einer Erfüllung, um die sie lange gebangt hatte“ (Flex [1921] 53). Die hier geäußerte quasi-stoische Haltung spiegelt die von Plutarch überlieferten *Maximen einiger Spartanerinnen*, die sich mehr um den ruhmvollen Kampf ihrer Söhne als um deren Überleben sorgten (Plut. mor. 3,18 = 240c–242d), am bekanntesten die Aufforderung, *mit* dem Schild oder *auf* dem Schild heimzukehren. Freilich fehlt die Härte der Vorlage; Wurches Mutter ist ja in gewisser Weise darum besorgt, dass es ihrem Sohn wohlging. Dies entspricht dem Gestus einer zeitgemäßen Aktualisierung der antiken Anekdote.
- 36 Vgl. Koch (2014) 112; Wahl (2002) 340–342; Neuß (1992) 66–71. – Zum historisch kontaminierten Terminus des Führers sei bemerkt, dass gerade zur Zeit des Ersten Weltkriegs sich unter der Jugend das politische Ideal eines Führerstaates etablierte; Führer und Führertum waren sozusagen in Mode. Es handelte sich nicht zwangsweise um Präfigurationen Hitlers, sondern um differierende und unkonkrete Vorstellungen. Allerdings konnte der Nationalsozialismus darauf wurzeln, sie ideologisch konkretisieren.

hinweisend, dass der Tod nicht schmerze. Plinius der Jüngere stellt allerdings fest, dass der beherzte Selbstmord – im geflügelten Wort *Paete, non dolet* festgehalten – nicht das Wesentliche im Leben Arrias gewesen sei: Bewundernswürdiger erscheint ihm, wie diese ihren wenig robusten Mann über den Tod des geliebten Sohnes hinwegtäuschte, den sie heimlich beerdigte, ihren eigenen Schmerz beständig unterdrückend (Plin. epist. 3,16). Es zählt also die einzelne beherzte Tat weniger als das dauerhafte (Mit-)Tragen fremder Last – darin sieht auch Wurche die eigentliche Aufgabe des „rechte[n] Führer[s]“ (Flex [1921] 11). Entsprechend marschiert er mit seinen Untergebenen, statt „[v]on einem Gaul herunter [...] die müden Gruppen anzutreiben“ (Flex [1921] 59), erkundigt sich ohne Rücksicht auf das eigene Befinden nach verwundeten Kameraden (Flex [1921] 73) und trägt auch während der Patrouille, die ihn das Leben kostet, das Hauptrisiko (Flex [1921] 82f.).

Wurche ist, das wird immer wieder betont, ein Führer, dessen Charakteristik Plinius' Interpretation der Arria-Anekdote entspricht. Diese Charakteristik hatte bereits Caesar im militärischen Zusammenhang veranschaulicht: Caesar ist um seine Männer besorgt und stellt „ihr Leben über sein Wohlergehen“ (*nisi eorum vitam sua salute habeat cariorem*, Caes. Gall. 7,19,5), springt diesen in höchster Not im Kampfe bei, die vorderste Front haltend (2,25,2). So auch seine Offiziere, illustriert etwa am Beispiel des Centurio Petronius, der in auswegloser Lage den erfolgreichen Rückzug seiner Untergebenen mit dem eigenen Leben erkauft (Caes. Gall. 7,50,4–6). Solche Schilderungen prägten das abendländische Bild idealen Führertums, und seit der Renaissance galt Caesar in Militärkreisen selbst als Inbegriff eines (militärischen) Führers.<sup>37</sup> Allerdings ist dieser Führer-Typus von der breiten Masse der Geführten abhängig – ohne diese vermag er nichts. Er ist vor allem Technokrat, der mit den gegebenen Größen geschickt zu rechnen versteht. Dagegen sind Homers Heroen gegenüber der Heeresmasse autonom. Letztere stellt sich als passives Medium dar, in dem sich die Großen bewegen, wird von diesen mitgezogen oder zurückgedrängt, beeinflusst jedoch das Geschehen in keiner Weise.<sup>38</sup>

---

37 Weiß (2010) 180.

38 Raaflaub weist auf den Stellenwert der Heeresmassen in der *Ilias* hin (Raaflaub [2005] 244–254). Dagegen ist nichts einzuwenden, sofern man diese eben im obigen Sinne als passives, sozusagen der Szenerie zugehöriges Element begreift, während die Helden die aktiven, handlungsgestaltenden Elemente darstellen. Stets entscheidet die *Qualität* des Heros oder der aufeinanderprallenden Heroen über den Erfolg eines Angriffs oder

### *Ganymed im Weltkrieg*

Flex' schwankende Erzählerhaltung verdeutlicht, wie wenig sich die Eigenart des homerischen Helden in das moderne Massengeschehen einfügt. Das außerordentliche Individuum hat hier als autonomer Organismus keinen Platz, sondern muss sich ins große Getriebe einfügen und ist auch als Schwungrad determiniert und abhängig von den umgebenden technischen Strukturen.

### **3. Totenklage**

Der dritte Teil hebt an, indem Wurche und Flex einander noch einmal treffen und anschließend auf verschiedene Posten versetzt werden. Es folgt der Abschied, auf den hin es kein Wiedersehen gibt:

Unter dem hohen, schwarzen Kreuze von Zajle stand die schlanke, aufrechte Gestalt des Freundes. „Auf Wiedersehen!“ rief ich ihm zu. Er stand still unter dem Kreuze und hob die Hand zum Helmrande. (Flex [1921] 78)

Wurche unter dem Kreuz: Das gemahnt an Ergebenheit in Gottes Wille, vielleicht an Martyrium, in jedem Fall ist es bezeichnend für die mythische Dimension des letzten Erzählabschnitts. Dieser ist dominiert von christlicher Symbolik, während die antike ganz zurücktritt (Flex [1921] 76f., 82, 84f., 86, 91, 103f.). Allerdings strukturell ist die nicht endende „Totenklage“ (Flex [1921] 103), die Wurches Ableben nachfolgt, dem griechisch-antiken Brauchtum entlehnt, und sie offenbart vollends die zur Kernhandlung der *Ilias* analoge Erzählstruktur: Zunächst wird dort die tiefe Freundschaft zwischen Achilleus und Patroklos vorgestellt, dann folgen Patroklos' Aristie und Tod. An Achilleus ergeht die Todesnachricht:

[D]en umhüllte die schwarze Wolke des Schmerzes, / Und mit beiden Händen ergriff er den Staub, den geschwärzten, / Streute ihn auf sein Haupt und entstellte sein liebliches Antlitz, / Und am nektarischen Kleid hing ringsum die schwärzliche Asche. / Aber er selbst lag groß, groß hingestreckt in dem

---

einer Verteidigung, nie die *Quantität* der Kämpfer. – Allgemein zu den militärischen Strukturen bei Homer s. Moore (2013).

Staube, / Raufte sein Haar und entstellte es selbst mit den eigenen Händen. (Hom. Il. 18,22–27)<sup>39</sup>

Von nun ab ist der Gang der Begebenheiten ganz von Achilleus' Reaktion dominiert, wobei dessen unstillbares Leid immer wieder wortreich geschildert wird. Die Nahrungsaufnahme wird verweigert (Hom. Il. 19,315–321) und Schlaf ist unmöglich (24,3–6) – das eigene Dasein steht in Frage. „Gleich jetzt möchte ich sterben, weil ich nicht imstande gewesen, / Meinem Gefährten, der fiel, zu helfen“, klagt Achilleus (ἀτύχια τεθναίην, ἐπεὶ οὐκ ἄρ' ἔμελλον ἐταίρω / κτεινομένῳ ἐπαμῦναι, 18,98f.), sich selbst „als nutzlose Last für die Erde“ empfindend (ἐτώσιον ἄχθος ἀρούρης, 18,104). Die Zwietracht unter den Menschen wird verworfen:

Wenn doch der Streit von den Göttern und von den Menschen verginge / Und der Zorn, der selbst den Verständigen treibt, daß er böse wird [...]. (Hom. Il. 18,107f.)<sup>40</sup>

Ganz ähnlich Flex' Schlaflosigkeit (Flex [1921] 101f.), seine Klage um die eigene Unfähigkeit, dem Freund in der Not beizustehen (Flex [1921] 100), seine Infragestellung des Krieges (Flex [1921] 98) und das noch viel allgemeinere Gefühl der völligen Leere: „Sinnlos, sinnlos war das alles. ...“ (Flex [1921] 81).

Achilleus erwidert den Tod seines Freundes mit Rache, indem er Hektor, der Patroklos den Todesstoß gab, erschlägt und dessen Leiche schändet.<sup>41</sup> Flex' Erzählung endet inmitten der Totenklage; eine andere Folge als die Entschlossenheit, im Kampf für das Vaterland auszuhalten, ergibt sich

---

39 Ὡς φάτο, τὸν δ' ἄχεος νεφέλη ἐκάλυψε μέλαινα· / ἀμφοτέρησι δὲ χερσὶν ἐλὼν κόνιν αἰθαλόεσσαν / χεῦατο καὶ κεφαλῆς, χαρίεν δ' ἤσχυνε πρόσωπον· / νεκταρέῳ δὲ χιτῶνι μέλαινα' ἀμφίζανε τέφρη· / αὐτὸς δ' ἐν κόνιησι μέγας μεγαλωστί τανυσθεὶς / κείτο, φίλησι δὲ χερσὶ κόμην ἤσχυνε δαΐζων.

40 ὡς ἔρις ἔκ τε θεῶν ἔκ τ' ἀνθρώπων ἀπόλοιτο / καὶ χόλος, ὅς τ' ἐφέηκε πολύφρονά περ χαλεπήναι, [...].

41 Bemerkenswert ist, dass die Rache letztlich nicht geeignet ist, Achilleus' Gefühlsleben wieder zu harmonisieren. Göttliche Eingriffe verhindern, dass dem Rachebedürfnis bis in die tiefsten Niederungen nachgegangen werden kann, und das Leid um den Gefährten ist am Ende nicht gemindert. Man könnte hierin eine grundsätzliche Infragestellung von Rachehandlungen sehen, die in der *Ilias* von so großer Bedeutung sind (als Motivator zahlreicher Einzelkämpfe, aber auch die völlige Unversöhnlichkeit des Menelaos und die damit einhergehende Unmöglichkeit eines gütlichen Vergleichs zwischen Achaïern und Troern begründend – zur Rache im antiken Griechenland vgl. Rawlings [2013] 5). – Zur Interpretation der *Ilias* siehe Latacz (1997).

daraus nicht (Flex [1921] 98, 106). Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist ein früherer Dialog des Erzählers mit Wurche, in dem letzterer zornentbrannt „so viele gute Freunde rächen“ möchte. „Würden Sie selber gerächt sein wollen?“, fragt Flex zurück, woraufhin Wurche nachdenklich erwidert: „Nein. Ich nicht. Aber die Freunde...“ (Flex [1921] 43). Nicht nur Wurches Temperament und Selbstlosigkeit treten hier hervor, sondern insbesondere zeigt sich der Konsens, dass sich Rache als Handlungsmotiv im Krieg verbietet. Es stünde völlig im Widerspruch zur zeitgenössischen Ethik, einen persönlichen Beweggrund in ein überpersönliches Geschehen zu tragen; an wem sollte man sich rächen, und wofür. Hier gerät die Analogie zu Homers *Ilias* an eine bedeutende Grenze: Während Achilleus (zunächst) seinem Schmerz durch Taten Luft zu machen vermag, also handelnd die Grübeleien unterdrückt, ist Flex ganz auf sein Inneres zurückgeworfen, wo weder sein Leid Linderung erfährt noch die damit verbundenen Fragen eine befriedigende Antwort erhalten. In diesem Zustand des Bodenlosen endet die Erzählung – symptomatisch ist die Zerrissenheit des Erzählers (Flex [1921] 82, 84, 101).

Die bereits in der *Ilias* aufscheinende Problematik besitzt in der Schilderung von Verlust Erfahrung und Traumatisierung offensichtlich eine allgemein mit Krieg und Kriegserleben verquickte Dimension.<sup>42</sup> Nur scheinbar bietet sich an, diese zur Interpretation des *Wanderers* um die These zu modifizieren, dass die moderne Kriegserfahrung eben nicht vollständig im Rückgriff auf seit der Antike bekannte Topoi erfasst werden könne. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass der Erste Weltkrieg als solcher als bedeutende Zäsur wahrgenommen wird, zumal Flex, überwiegend an der Ostfront kämpfend, dessen spezifische Charakteristika nur begrenzt wahrnimmt. Die in Flex' Erzählung aufscheinende Problematik rührt im Kern nicht vom Kriegsgeschehen her, sondern liegt wesentlich tiefer. Verständlich wird sie nur mit Blick auf die Vorkriegszeit.

---

42 Vgl. hierzu Shay (1994) und (2004); Trittle (2013). – Evident ist, dass es – als anthropologische Konstanten – Analogien der Kriegswahrnehmung und -erfahrung gibt. Die Genannten zeigen z.T. einleuchtend, wie sich diesen auf Basis antiker literarischer Beschreibungen angenähert werden kann. Zuweilen werden jedoch entsprechende Interpretationen überstrapaziert, wenn z.B. Odysseus analog zu modernen Kriegsheimkehrern gesehen wird, die sich in der Heimat nicht mehr zurecht finden.

### III. Antikisierung im historischen Kontext

Der *Wanderer zwischen beiden Welten* ist, so die Selbstdeutung, einer zwischen Leben und Tod (Flex [1921] 102). Aber, so lässt sich nach dem Gesagten feststellen, auch einer zwischen Antike und historischer Gegenwart. Walter Flex (1887–1917) war in Eisenach als Sohn eines Gymnasiallehrers aufgewachsen, hatte philosophische, historische, germanistische Studien getrieben, promoviert und als Privatlehrer gearbeitet, ehe er sich 1914 als Kriegsfreiwilliger meldete. Schon vor dem Krieg hatte Flex literarische Gehversuche unternommen, erreichte allerdings erst als „Kriegsdichter“ ein größeres Publikum.<sup>43</sup>

Elternhaus und Werdegang verbürgen Flex' Situierung im bildungsbürgerlichen Milieu; seine Kenntnis – und wahrscheinlich intensive Rezeption und Reflexion – griechischer, lateinischer und deutscher „Klassiker“ darf als sicher vorausgesetzt werden.<sup>44</sup> Der vorliegenden Erzählung tut man gewiss keine Gewalt an, wenn man mehr darin sieht als eine larmoyante Kriegs-anekdote. Für deren tieferes Verständnis ist die Frage von Interesse, wie in Flex' Milieu mit antiken Stoffen umgegangen wurde.

Rudolf Hildebrand (1824–1894), ein pädagogisch engagierter Philologe, schildert die Begegnung mit einem Bekannten, der gemeinsam mit seiner Tochter ein Gemälde betrachtet, das einen Gladiatorenkampf abbildet: Der unterlegene Kämpfer liegt bereits am Boden, das Publikum fordert seinen Tod. Der Vater, ein Mann „von allerbesten Bildung und bestem Geschmack und Urtheil“ (Hildebrand [1890] 195f.), erläutert seiner Tochter den dargestellten Vorgang:

Dabei fiel mir auf, wie das Gespräch durchaus, wirklich ausschließlich in dem bekannten Tone der gespanntesten Wißbegier und Wissensfreude vor sich gieng, der an sich so wolthuend zu hören ist, aber auch hier? bei diesem Gegenstande? Kein Wort und kein Ton fiel ab für den menschlichen oder menschenwidrigen Inhalt und Werth des Vorgangs, der doch da dem natürlichen Gefühl das Erste und

---

43 Zu Flex' Biographie siehe Bruendel (2014) 292; Krull (2013) 97; Schneider (2008) 229; Koch (2006) 60–97; Wahl (2002) 289–300; Fries (1995) 22; Neuß (1992) 27–38.

44 Lehramtsexamen und Schulunterricht fordern die Kenntnis von Werken u.a. Homers, Herodots, Xenophons, Lysias', Demosthenes', Platons, Thukydides', Sophokles', Euripides', Aristoteles' bzw. Caesars, Ovids, Sallusts, Ciceros, Livius', Vergils (Prüfungsordnung [1901] 13f.; Lehrpläne [1901] 39f.).

das Letzte ist, auch wenn dazwischen die Wißbegierde ihr natürliches Recht geltend macht. (Hildebrand [1890] 196)

Hildebrands Schilderung ist bezeichnend: Aus späterer Sicht lässt sich vermuten, dass die zum Ausdruck kommende ethische Indifferenz weniger einer allgemeinen „Wißbegier“ als einer Faszination speziell an der Antike geschuldet ist.<sup>45</sup> Diese Begeisterung ist es, die überhaupt den genannten Vorgang als Motiv eines modernen Gemäldes in Frage kommen lässt, das dann in den Augen der Zeitgenossen nicht abstoßend, sondern faszinierend wirkt. Der soziale Status des Vaters stellt keinen Zufall dar, sondern verdeutlicht, dass die undifferenzierte Antike-Begeisterung, der Philhellenismus, gerade eine Sache der Gelehrtenwelt ist.

Die von mangelnder Differenzierung geprägte Beurteilung der Antike war nicht nur ethischer Natur. Trotz des ansonsten sehr scharfen historischen und philologischen Blicks des 19. Jahrhunderts wurden unter den Begriffen *des* Griechentum und *des* Römertums allgemeine Topoi versammelt, die einer präzisen wissenschaftlichen Quellenrezeption schwerlich standhielten. Man könnte hier von klischeehafter Verdichtung sprechen oder auch von *Idealisierung* im Sinne Goethes und Schillers, die hier mit Beispielen vorangingen<sup>46</sup> – jedenfalls schwimmen in Bezug auf die

---

45 Auf andere (archaische) Vorgänge wird von den Zeitgenossen durchaus mit Werturteilen reagiert, etwa spielte im Rahmen des chinesischen Boxeraufstandes 1899–1901 der Vorwurf der Barbarei eine bedeutende Rolle, um die europäische Öffentlichkeit zu mobilisieren.

46 Etwa nennt Schiller, um die „Naivetät“ der alten Griechen zu veranschaulichen, als Beispiel den Waffentausch der Gastfreunde Glaukos und Diomedes (vgl. Hom. II. 6,119–236). Diesem „rührenden Gemälde der Pietät“ stehen aber ungezählte Gegenbeispiele gegenüber, die Schiller nicht erwähnt (Schiller [2005, Erstausgabe 1795] 30). Außerdem übersieht Schiller geflissentlich, dass Glaukos von Diomedes übervorteilt wird: „Aber dem Glaukos verwirrte Zeus, der Kronide, die Sinne, / Daß er mit Tydeus' Sohn Diomedes tauschte die Waffen, / Goldne mit ehernen, hundert Rinder gegen neun Rinder.“ (ἔνθ' αἶτε Γλαύκῳ Κρονίδης φρένας ἐξέλετο Ζεὺς, / ὃς πρὸς Τυδείδην Διομήδεα τέρχε' ἄμειβε / χρύσεια χαλκείων, ἐκατόμβοι' ἔννεαβοίων, Hom. II. 6,234–236) Das Irritierende, aus moderner Sicht ethisch Bedenkliche wird ausgeblendet, um die antike Vorlage ohne Reibung und rein affirmativ assimilieren zu können. – Ein weiteres Beispiel für die Dominanz ästhetischer gegenüber wissenschaftlicher Rezeptionsformen ist die Diskussion um griechische Plastiken: Während des 18. Jahrhunderts prägte deren Monochromie die Auffassung von angeblicher antiker Ästhetik; im 19. Jahrhundert wurde anhand von Farbspuren erwiesen, dass die Figuren im alten Griechenland bemalt gewesen sind, die Vorstellung des 18. Jahrhunderts also historisch nicht haltbar ist;

Antike wissenschaftliche und ästhetische Rezeption. Es handelt sich hierbei um einen Ausdruck der allgemeinen abendländischen Antike-Affirmation, die – maßgeblich vorbereitet durch die deutschen „Klassiker“ Lessing, Goethe und Schiller, die wiederum gewissermaßen Epigonen Winckelmanns waren – für die deutsche Gelehrtenwelt des 19. Jahrhunderts noch einmal aktualisiert worden war.<sup>47</sup> Dabei wurden, schon bevor Oswald Spengler diese handliche Antinomie formulierte, die Griechen als urwüchsiges Kulturvolk, die Römer als technokratische Zivilisation begriffen.<sup>48</sup>

Der Neuhumanismus wurde vor allem durch das Engagement Wilhelm von Humboldts im Zuge der Preußischen Reformen (1807–1819) institutionalisiert. Während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hielten traditionelle Gelehrtenkreise an neuhumanistischen Vorstellungen im engeren Sinne fest, und wer eine höhere Schule oder die Universität besuchte, kam mit neuhumanistischem Gedankengut wenigstens in Berührung. Dessen Kern ist ein Menschheitsideal: Die harmonische Persönlichkeit mit klarem Verstand, festem Willen und veredeltem Gefühlsleben. Diese sollte sich nicht an äußeren Nützlichkeitsabwägungen orientieren, sondern ihren inneren Anlagen gemäß entwickeln, dem Ideal entsprechende Charaktereigenschaften ausprägend, dem Ideal widersprechende Charaktereigenschaften unterdrückend. Die in diesem Zusammenhang zentrale Metapher *Bildung* meint ein solches organisches Wachstum nach inneren, in der Persönlichkeit angelegten Formprinzipien, und im Begriff des *Berufs* hat sich die Vorstellung der Berufung durch individuelle Anlagen erhalten.

In der griechischen Antike sah man das historische Vorbild dieser Vorstellungen: Dem vereinseitigten, entweder barbarisch-triebgesteuerten oder krankhaft überreflektierten modernen Menschen wurde der urwüchsigharmonische Grieche gegenübergestellt.<sup>49</sup> Da aber ins Schädliche ausgeartete Reflexivität nicht einfach abgelegt werden könne, sei diese zu nutzen, um das im alten Griechenland naturhaft-passiv realisierte Menschheitsideal aktiv wieder anzustreben; gezieltes pädagogisches Engagement sei also erforderlich. Um aber Verstand, Wille und Gefühl des Individuums in der

---

allerdings setzte sich diese Erkenntnis in praxi bis heute nicht durch, gräzisierungsbewusste Plastiken blieben monochrom (Schwedde [2009] 80). Die Philhellenisten blendeten all jene Gesichtspunkte ihres Gegenstandes aus, die nicht in ihr Idealbild passten (Marchand [1996] 4).

47 Vgl. Marchand (1996) 24–40.

48 Spengler (1923) 447.

49 S.o. Fn. 30.



gewünschten Weise zu prägen, also der Bildung die rechte Tendenz zu verleihen, wurden die alten Sprachen (Griechisch und Latein) sowie insbesondere die griechische Mythenwelt als optimales Betätigungsfeld gesehen; daher der altsprachliche Schwerpunkt des Gymnasialwesens im 19. Jahrhundert.

Suzanne Marchand benennt als Kern des Neuhumanismus die gelehrte Besessenheit von griechischer Schönheit.<sup>50</sup> Das ist nur korrekt, wenn Schönheit als Metapher begriffen wird: Die neuhumanistische Idealisierung des Griechentums basierte auf dessen (angeblichen) inneren Eigenschaften, äußere Schönheit war lediglich die Konsequenz derselben – Schönheit ist, so die pointierte Formulierung eines zeitgenössischen Philosophen, der äußere Ausdruck von innerer Wahrheit.<sup>51</sup> Die Idealität der griechischen Kunst spiegelt die Idealität des griechischen Geistes wider. Dieser Gedankengang ist analog zu demjenigen Xenophons bei seiner Interpretation des Ganymed-Mythos.<sup>52</sup>

Wurche entspricht der neuhumanistischen Vorstellung vom griechischen Idealmenschen: Er ist verständig, willensstark, edel. Diese inneren Eigenschaften finden äußerlich Ausdruck in seiner Gestalt, die einer Marmorplastik ähnelt. Zwar ist Wurche philosophisch interessiert, jedoch geht ihm die moderne Überreflektiertheit ab: Als Flex ihn auf den ideellen Widerspruch hinweist, der zwischen seinen offenbar liebsten Lektüren herrscht (Goethe, Nietzsche und Neues Testament), stellt Wurche fest, dass ein Buch nur „stark und ehrlich“ sein müsse, um ihm zu gefallen (Flex [1921] 9). Wurche ist – anscheinend intuitiv – zu einer Synthese fähig, die mit einer wissenschaftlich-kritischen Sicht unvereinbar ist.

Während der Philhellenismus in der beschriebenen Ausprägung ein vor allem deutsches Phänomen war, handelte es sich bei der Antikenbegeisterung mit lateinischem Schwerpunkt um eine allgemeine abendländische Erscheinung seit der Renaissance. Caesars Texte spielten hier eine herausragende Rolle in stilistischer Sicht, wurden aber auch inhaltlich rezipiert, zunächst vor allem in Militärkreisen unter strategischen und taktischen Gesichtspunkten. Auch als sich das Interesse an einzelnen Feinheiten der Schilderungen aufgrund veränderter Rahmenumstände

---

50 Marchand (1996) 5 („obsession with Greek beauty“).

51 Ueberweg (1865) 10.

52 S. Abschnitt II.2. Zu Neuhumanismus und Philhellenismus siehe Sünderhauf (2004); Marchand (1996); Paulsen (1897) 189–442.

moderner Waffengänge verlor, hielt sich das Bild von Caesar als idealer Führerpersönlichkeit.<sup>53</sup>

Während des 19. Jahrhunderts führte die große literarische Wertschätzung der Schriften Caesars zu einer regelrechten Verehrung des Imperators, der verschiedenste Kreise anhängen (prominente Beispiele sind Napoleon III. und Friedrich Nietzsche).<sup>54</sup> Zu dieser Zeit avancierte das *Bellum Gallicum* zur Schullektüre, wo es im höheren Schulwesen der deutschen Länder zu den kanonischen Lektüretexten zählte. Dass hier ein Zusammenhang mit der Nationalstaatenbildung – und eben deren technokratischem Fundament – existiert, wie Wülfing vermutet, scheint plausibel.<sup>55</sup> Präsent im Schulwesen war Caesar auch als literarische Figur: Shakespeares entsprechendes Drama galt als klassisch und wurde auf Reallehranstalten im englischen Original, auf traditionellen Gymnasien im Deutschunterricht gelesen.<sup>56</sup> Caesar dürfte jedem Zeitgenossen als ‚großer Mann‘ bekannt gewesen sein. Jeder höher Gebildete hatte Schriften Caesar rezipiert, jeder Offizier immerhin Literatur, die sich stilistisch an diesen orientierte.

Nicht zuletzt unter Berücksichtigung der Antikenbegeisterung lässt sich die gelehrte Sicht auf den Krieg besser begreifen. Schließlich stand der Neuhumanismus mit seinem nachhaltigen Einfluss auf das preußisch-deutsche Bildungswesen und seiner Verwurzelung in nationalliberalen Kreisen über die Preußischen Reformen in einem unmittelbaren strukturellen Zusammenhang mit den Napoleonischen Kriegen; eine Affinität zur kämpferischen Handlung, das Pathos von Freiheitskampf und Volkskrieg, war ihm damit eingeschrieben. Nicht zuletzt war die Reform des preußischen Heereswesens an einem römisch-republikanischen Verständnis des Soldatentums orientiert. Schon die in diesen Zusammenhängen geläufig gewordene Terminologie, Begriffe wie Nation, Republik, Patriotismus, verweisen auf eine starke Rückbindung des ‚neuen‘ Preußens (und schließlich Deutschen Reichs) an Vorstellungen vom Römertum.<sup>57</sup> Im Krieg eine Art metaphysisches,

---

53 Weiß (2010) 180; Elbern (2008) 116.

54 Elbern (2008) 134.

55 Wülfing (1991) 70f., vgl. 79.

56 Vgl. Kapitel VI.4.1. meiner Dissertationsschrift *Klassik und Didaktik 1871–1914. Zur Konstituierung eines literarischen Kanons im Kontext des deutschen Unterrichts*, deren Publikation im Frühjahr 2017 erfolgt. Allgemein zur Rolle Shakespeares für die Caesar-Rezeption siehe Toher (2006) 29f.

57 Obwohl es ein spezifischer Zug des Neuhumanismus war, das Griechentum gegenüber dem Römertum zu stärken, jenes also zu idealisieren, dieses tendenziell nüchterner und

gottgewolltes Ereignis zu sehen und demgegenüber die verursachenden politischen Strukturen unterzugewichten,<sup>58</sup> war, wenn es sich denn um eine Eigenheit der Moderne handelte, immerhin eine auf antike Vorstellungen zurückgreifende.

Allerdings durchlief die neuhumanistische Weltanschauung der deutschen Gelehrtenwelt Wandel- und Verfallserscheinungen, deren Resultat bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine grundlegende Infragestellung ihrer gesamten Prämissen war. Nietzsches Nihilismus-Diagnose stellt deren bekanntestes Zeugnis dar (Nietzsche [2012, Erstausgabe 1883–1885], insbesondere 320–325). Die Sinnfrage, um die es auch Flex geht, steht in keinem direkten kausalen Zusammenhang mit Krieg und Kriegserleben – bedurfte aber vielleicht des Brucherlebnisses als Anstoß, um allgemein und explizit formuliert zu werden.

#### IV. Caesars Sieg: Vom Humanismus zum Nihilismus

Die intertextuellen Bezüge auf Caesar und Homer – als Repräsentanten der römischen bzw. griechischen Antike – stehen in Flex' Erzählung in einem kontrastiven Verhältnis. Caesar repräsentiert eine eher realistische und prosaische Erzählerhaltung, die immer dann zutage tritt, wenn das allgemeine Kriegsgeschehen geschildert werden soll; sie entspricht tendenziell der zeitgenössisch etablierten Weise, in der Krieg beschrieben wird (was auf einen narrativen Strukturzusammenhang zwischen Caesars Geschichtsschreibung und moderner Kriegsbeschreibung hindeutet). Dagegen repräsentiert Homer einen idealisierenden, poetischen Erzählgestus,<sup>59</sup> der im Zusammenhang mit dem Weltkriegsgeschehen eine Eigenart des *Wanderers* gegenüber vergleichbaren Schriften darstellt und sich außerdem auf die Wurche-Erzählung beschränkt. Caesar repräsentiert einen allgemeinen, technokratischen Geist, Homer die dichterische Subjektivität; nur letztere vermag überhaupt die Frage nach den tieferen Sinnebenen des Zeitgeschehens zu stellen.

---

historischer zu sehen, wurde letzteres offenbar vorgezogen, wo es um Fragen staatlicher Organisation ging – ebenfalls ein Indikator für die Kontinuität technokratischen Denkens. Die Spannung zwischen humanistischer und technokratischer Denkart könnte so gesehen dem Neuhumanismus selbst eingeschrieben sein.

58 Fries (1995) 82.

59 Vgl. Latacz (2010) 238.

Schillers Begriff des Naiven bezeichnet einen positiven menschlichen Urzustand, der verlorengegangen ist und nurmehr als Ideal dem späten Rückblick vorschwebt; diese Perspektive ist die Sentimentalische (Schiller [2005] 7–9). Es ist die Perspektive des Erzählers im *Wanderer*:

Wie ein ferner, schöner Traum lagen die lauen Sommernächte  
hinter uns, die wir singend und plaudernd durchwacht hatten.  
Jetzt türmten sich Schneewälle um unsre Erdhöhlen. (Flex  
[1921] 97)

Das Ideal, bei Schiller die griechische Antike, sind hier die das 19. Jahrhundert prägenden neuhumanistischen Vorstellungen. Wurche repräsentiert die Synthese idealer antiker und moderner Elemente. Sein Aussehen ist antikisiert, sein Charakter ist aus den besten Anteilen (vermeintlich) antiker und moderner Züge zusammengesetzt: Anmut ist antik, Würde neuzeitlich konnotiert. Im Krieg erweist er sich nicht nur als caesarisch-technokratischer Führer, sondern auch als unterschwellig dem homerischen Helden verwandt. Flex muss dazu den Konterpart abgegeben haben; im Zusammenschluss der beiden „in einem engen Herzen“ (Flex [1921] 43)<sup>60</sup> lebten die Ideale und Überzeugungen des Neuhumanismus noch einmal auf und sind dann mit Wurche zu Grabe getragen worden. Dem hinterbliebenen Flex bleibt nur der sentimentalische Blick zurück auf ein Ideal, das unter keinen Umständen wieder herstellbar ist (vgl. Schiller [2005] 9); diesem gilt die Totenklage.

Teil 1 führt das von Wurche repräsentierte neuhumanistische Ideal vor. Vor allem Teil 2, partiell auch Teil 1 ist von caesarischer Technokratie durchwirkt; obwohl nicht per se negativ konnotiert, ist sie es, die den Untergang des ersteren herbeiführt. In Teil 3, der die großen Sinnfragen stellt, spielt sie keine Rolle mehr; stattdessen wird auf die zweite Säule des Neuhumanismus gebaut, die abendländische Tradition christlicher Ethik; aber ein glaubwürdiges Anzeichen, dass sie dem Schmerz Hoffnung beigeselle, gibt es nicht. Die Erzählung endet, aber die Totenklage dauert fort. Das Christentum, scheint es, ist nur noch eine leere Hülse; recht eigentlich schon ebenso verloren wie das antike Ideal. Real ist dem modernen Menschen nur noch die technokratische Oberfläche seiner Welt, die im Ersten Weltkrieg einen forcierten Ausdruck findet; ob darunter noch

---

60 Vergleichbar hiermit scheint der Wunsch des Patroklos, mit dem Freund die Grabstatt zu teilen (Hom. Il. 23,91f.).

tieferen Ebenen lagern und welche das sein könnten, sind für ihn ganz schwankende Fragen geworden.

## V. Fazit

Flex' Erzählung ist dominiert von der Spannung zwischen technokratischer Gegenwart und idealistischer Tradition: Der Erzähler blickt sentimentalisch zurück auf ein unweigerlich verlorenes Ideal, elegisch-lyrische und prosaische Passagen kontrastieren auffallend.

Die Antikisierungen können als Chiffren verstanden werden: Einerseits, zum caesarischen Römertum verdichtet, der geschichtsvergessen-utilitaristischen Technokratie, andererseits, zum homerischen Griechentum verdichtet, des zeitlosen Ideals. Letzteres ergibt im Verein mit dem – aufklärerisch interpretierten – Christentum die neuhumanistische Weltanschauung, unter deren Zeichen Flex sozialisiert wurde und die er in der Person Wurches beerdigt. Damit ist die ideelle, zutiefst aus der abendländischen Kulturgeschichte gespeiste Essenz des 19. Jahrhunderts verloren. Es bleibt nur eine wurzellose Gegenwart, die ihre entfesselten Energien in wilder und zielloser Bewegung erschöpft.

Bemerkenswert ist Flex' Verzicht auf Werthaltungen. Das Caesarentum wird weder abgelehnt noch negativ konnotiert, obwohl es den Untergang des homerischen Ideals bedingt. Wurche selbst personifiziert die Frage, ob letzteres – in Form des aristokratischen, autonomen Heros – in der Gegenwart überhaupt noch existieren könne, oder ob es nicht der caesarische Gegentypus – der in die Masse eingebundene Führer – restlos ersetzt habe. Das Ideal ist tot, weil es seine Überzeugungskraft verloren hat. Walter Flex' Wanderung verläuft inmitten jener Wüste, die Nietzsche etwa dreißig Jahre zuvor wachsen sah.

## Bibliographie

### 1. Textausgaben

- Caes. Gall. – Gaius Iulius Caesar, *De bello Gallico/Der Gallische Krieg* (hrsg. und übersetzt von Marieluise Deißmann) (Stuttgart 2006).
- Flex (1921). – Walter Flex, *Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis*, 62.–63. Aufl. (München 1921).
- Hom. Il. – Homer, *Ilias* (hrsg. und übersetzt von Roland Hampe) (Stuttgart 2015).
- Jünger (1980). – Ernst Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis*, in: Ders., *Sämtliche Werke* Bd. 7 (Stuttgart 1980) 9–103.
- Nietzsche (2012). – Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen* (Stuttgart 2012).
- Plin. epist. – Gaius Plinius Caecilius Secundus, *Epistulae* (ed. Roger Aubrey Baskerville Mynors) (Oxford 1963).
- Plut. mor. – Plutarch: *Moralische Abhandlungen* Bd. 2 (übersetzt von Johann Friedrich Salomon Kaltwasser) (Frankfurt a. M. 1784).
- Schiller (2005). – Friedrich Schiller, *Über naive und sentimentalische Dichtung* (Stuttgart 2005).
- Schiller (2010). – Friedrich Schiller, *Kallias oder über die Schönheit/Über Anmut und Würde* (Stuttgart 2010).
- Ueberweg (1865). – Friedrich Ueberweg, *System der Logik und Geschichte der logischen Lehren* (Bonn 1865).
- Xenophon symp. – *Xenophontis opera omnia, Tomus II: Commentarii, Oeconomicus, Convivium, Apologia Socratis* (ed. E.C. Marchant) (Oxford 1921).

### 2. Sekundärliteratur

- Campbell/Trittle (2013). – Brian Campbell/Lawrence Trittle (eds.), *The Oxford Handbook of Warfare in the Classical World* (New York 2013).
- Bruendel (2014). – Steffen Bruendel, Ideologien: Mobilmachungen und Desillusionierungen, in: Werber/Kaufmann/Koch (2014) 280–310.
- Elbern (2008). – Stephan Elbern, *Caesar. Staatsmann – Feldherr – Schriftsteller* (Mainz 2008).
- Fantuzzi (2012). – Marco Fantuzzi, *Achilles in Love. Intertextual Studies* (Oxford 2012).

- Fernandez (1992). – Dominique Fernandez, *Der Raub des Ganymed* (übersetzt von Verena Vannahme) (Freiburg 1992).
- Fries (1995). – Helmut Fries, *Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter* (Bd. 2: *Euphorie – Entsetzen – Widerspruch: Die Schriftsteller 1914–1918*) (Konstanz 1995).
- Hall (1998). – Lindsay Hall, *Ratio and Romanitas in the Bellum Gallicum*, in: Kathryn Welch/Anton Powell (eds.), *Julius Caesar as Artful Reporter: The War Commentaries as Political Instruments* (London 1998) 11–43.
- Hildebrand (1890). – Rudolf Hildebrand, *Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt*, 4. Aufl. (Leipzig/Berlin 1890).
- Howarth (2013). – Randall Howarth, *War and Warfare in Ancient Rome*, in: Campbell/Trittle (2013) 29–45.
- Keegan (2007). – John Keegan, *Die Kultur des Krieges* (übersetzt von Karl Klewer und Klaus Kochmann), 4. Aufl. (Berlin 2007).
- Keilson-Lauritz (1997). – Marita Keilson-Lauritz, *Ganymed trifft Tadzio. Überlegungen zu einem ‚Kanon der Gestalten‘*, in: Gerhard Härle u.a. (Hrsgg.), *Ikonen des Begehrens. Bildsprachen der männlichen und weiblichen Homosexualität in Literatur und Kunst* (Stuttgart 1997) 23–39.
- Kempter (1980). – Gerda Kempter, *Ganymed. Studien zur Typologie, Ikonographie und Ikonologie* (Köln/Wien 1980).
- Koch (2006). – Lars Koch, *Der Erste Weltkrieg als Medium der Gegenmoderne. Zu den Werken von Walter Flex und Ernst Jünger* (Würzburg 2006) (=Epistemata 553).
- Koch (2014). – Lars Koch, *Der Erste Weltkrieg als kulturelle Katharsis und literarisches Ereignis*, in: Werber/Kaufmann/Koch (2014) 97–141.
- Krull (2013). – Walter Flex, *Der Wanderer zwischen beiden Welten* (mit einem Kommentar des Herausgebers), in: Wilhelm Krull (Hrsg.), *Krieg – von allen Seiten. Prosa aus der Zeit des Ersten Weltkriegs* (Göttingen 2013) 88–98.
- Latacz (1997). – Joachim Latacz, *Achilleus. Wandlungen eines europäischen Heldenbildes*, 2. Aufl. (Stuttgart/Leipzig 1997).
- Latacz (2010). – Joachim Latacz, *Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels*, 6. Aufl. (Leipzig 2010).
- Lehrpläne (1901). – Heinrich Kratz (Hrsg.), *Die Lehrpläne und Prüfungsordnungen für die höheren Schulen in Preußen vom Jahre 1901* (Neuwied/Leipzig 1902).

- Lemcke (1940). – Heinrich Lemcke, *Walter Flex* (Berlin 1940).
- Mackasare (2017). – Manuel Mackasare, *Klassik und Didaktik 1871–1914. Zur Konstituierung eines literarischen Kanons im Kontext des deutschen Unterrichts* (Berlin 2017) (=Deutsche Literatur. Studien und Quellen 22).
- Marchand (1996). – Suzanne Marchand, *Down from Olympus. Archaeology and Philhellenism in Germany, 1750–1970* (New Jersey 1996).
- Moore (2013). – Rosemary Moore, Leadership and Command, in: Campbell/Trittle (2013) 457–473.
- Neuß (1992). – Raimund Neuß, *Anmerkungen zu Walter Flex. Die „Ideen von 1914“ in der deutschen Literatur: Ein Fallbeispiel* (Schernfeld 1992).
- Paulsen (1897). – Friedrich Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten*, Bd. 2, 2. Aufl. (Leipzig 1897).
- Prüfungsordnung (1901). – *Prüfungs-Ordnung für die Kandidaten des höheren Lehramts in Preußen* (ohne Hrsg.) (Halle an der Saale 1901).
- Raaflaub (2005). – Kurt Raaflaub, Homerische Krieger, Protohopliten und die Polis. Schritte zur Lösung alter Probleme, in: Burkhard Meißner/Oliver Schmitt/Michael Sommer (Hrsgg.), *Krieg, Gesellschaft, Institutionen. Beiträge zu einer vergleichenden Kriegsgeschichte* (Berlin 2005) 229–266.
- Rawlings (2013). – Louis Rawlings, War and Warfare in Ancient Greece, in: Campbell/Trittle (2013) 3–28.
- Reulecke (2014). – Jürgen Reulecke, Lebensentwürfe: Irritation und Formierung, in: Werber/Kaufmann/Koch (2014) 85–96.
- Schneider (2008). – Thomas Schneider (u.a.), *Die Autoren und Bücher der deutschsprachigen Literatur zum Ersten Weltkrieg 1914–1939. Ein bibliographisches Handbuch* (Göttingen 2008) (=Schriften des Erich Maria Remarque-Archivs 23).
- Schubert (2013). – Dietrich Schubert, *Künstler im Trommelfeuer des Krieges 1914–18*, (Heidelberg 2013).
- Schwedes (2009). – Kerstin Schwedes, Polychromie als Herausforderung. Ästhetische Debatten zur Farbigkeit von Skulptur, in: Gilbert Heß u.a. (Hrsgg.), *Graecomania. Der europäische Philhellenismus* (Berlin 2009) (=Klassizistisch-romantische Kunststräume 1) 61–84.
- Shay (1994). – Jonathan Shay, *Achilles in Vietnam: Combat trauma and the undoing of character* (New York 1994).
- Shay (2002). – Jonathan Shay, *Odysseus in America: Combat trauma and the trials of homecoming* (New York 2002).



- Spengler (1923). – Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, 60–63. Aufl. (Bd. 1: *Gestalt und Wirklichkeit*) (München 1923).
- Sünderhauf (2004). – Esther Sophia Sünderhauf, *Griechensehnsucht und Kulturkritik. Die deutsche Rezeption von Winckelmanns Antikenideal 1840–1945* (Berlin 2004).
- Toher (2006). – Mark Toher, The Earliest Depiction of Caesar and the Later Tradition, in: Maria Wyke (ed.), *Julius Caesar in Western Culture* (Oxford u.a. 2006) 29–44.
- Trittle (2013). – Lawrence Trittle, Men at War, in: Campbell/Trittle (2013) 279–293.
- Ulbricht (1987). – Justus Ulbricht, Der Mythos vom Heldentod – Entstehung und Wirkung von Walter Flex' „Der Wanderer zwischen beiden Welten“, *Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung* 16 (1986/87) 111–156.
- Wahl (2002). – Hans Rudolf Wahl, *Die Religion des deutschen Nationalismus. Eine mentalitätsgeschichtliche Studie zur Literatur des Kaiserreichs: Felix Dahn, Ernst von Wildenbruch, Walter Flex* (Heidelberg 2002) (=Neue Bremer Beiträge 12).
- Weiß (2010). – Thorsten Weiß, Caesar, in: Christine Walde (Hrsg.), *Die Rezeption der antiken Literatur. Kulturhistorisches Werklexikon* (Stuttgart/Weimar 2010) (=Der Neue Pauly Supplemente 7) 173–186.
- Werber/Kaufmann/Koch (2014). – Nils Werber/Stefan Kaufmann/Lars Koch, *Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch* (Weimar 2014).
- Wülfing (1991). – Peter Wülfing, Caesars Bellum Gallicum: ein Grundtext europäischen Selbstverständnisses, *Der altsprachliche Unterricht* 34 (1991) 68–74.